Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 537. **Freitag** den 20. October 1893. **87. Jahrgang.**

Amtliche Bekanntmachungen.

Gefunden

wurden Ende vor. Monats
11 Stück Wasselbettdecken,
welche vermuthlich von einem Diebstahle herrühren.
Zur Ermittelung des Eigenthümers wird dies hierdurch bekannt gemacht.

Leipzig, den 16. October 1893.
Das Polizei-Amt der Stadt Leipzig.
III. 5777. Bretschneider. Mi.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 20. October.

Wie bereits in unserer heutigen Morgenausgabe gemeldet worden, ist die seit längerer Zeit erwartete Genehmigung des wiederholt eingereichten Entlassungsgesuches des preußischen Kriegsministers **von Kaltenborn-Stachau** nunmehr erfolgt; der „Reichsanz." meldet sie und gleichzeitig die Ernennung des Generals der Infanterie zur Disposition Bronsart von Schellendorff zum Staats- und Kriegsminister. General von Kaltenborn-Stachau war am 4. October 1890, als Nachfolger des Generals von Verdy, zum Kriegsminister ernannt worden. Als Divisions-Commandeur, der er bis dahin gewesen, sollte er sich besonders bewährt haben; ob er die für einen Kriegsminister erforderlichen Eigenschaften besaß, darüber war in der Oeffentlichkeit nichts bekannt. Seine dreijährige Amtsführung hat dann dargethan, daß ihm die für diese Stellung unentbehrliche parlamentarische Befähigung vollständig abging; darüber war bald nur eine Stimme, und General von Kaltenborn hat durch wiederholte Entlassungsgesuche selbst bekundet, daß er sich nicht am rechten Platze fühlte. Wie weit er ihn in der Verwaltung des Heerwesens und in organisatorischer Hinsicht ausgefüllt, das entzieht sich dem öffentlichen Urtheil; namentlich ist nicht bekannt, welchen Antheil der nunmehr zurückgetretene Kriegsminister an der jüngsten Reorganisation des Heeres gehabt. Herr von Kaltenborn, geboren am 23. März 1836, ist noch nicht 58 Jahre alt. Sein Nachfolger, General Bronsart von Schellendorff, ein Bruder des einstigen Kriegsministers dieses Namens, war zuletzt commandirender General des 10. Armeecorps in Hannover; als solcher wurde er 1892 zur Disposition gestellt. Er ist im Jahre 1833 geboren, somit 60 Jahre alt. Nach Hannover war er 1890 als Nachfolger des jetzigen Reichskanzlers von Caprivi gekommen; zum General der Infanterie war er am 13. August 1889 befördert worden. Vor dem 10. befehligte er das 3. Armeecorps (Brandenburg). Als Generallieutenant war er längere Zeit Commandeur der 17. Division (Schwerin). Am 9. December 1852 war er Secondelieutenant geworden; den Feldzug 1870/71 machte er als Major mit; er wurde mit dem Eisernen Kreuz 1. Classe decorirt. General v. Bronsart gilt als ein hervorragend befähigter Officier; trotzdem ist seine Ernennung zum Kriegsminister insofern eine Ueberraschung, als er bereits aus dem activen Dienst ausgeschieden war und für den nunmehr eingetretenen Fall des Rücktritts des Generals v. Kaltenborn mehrere andere Namen als in Betracht kommend genannt wurden. Welchen besonderen Umständen er seine Ernennung verdankt, wird man wohl bald erfahren.

Die Rede, die der **Kaiser** am achtzigsten Jahrestage der Schlacht bei Leipzig anläßlich der Enthüllung des Denkmals für Kaiser Wilhelm I. in **Bremen gehalten hat**, wird in der dreibundfreundlichen Presse in überaus sympathischer Weise besprochen. „Es ist" — so schreibt z. B. die Wiener „N. Fr. Pr." — „eine Rede zum Preise der deutschen Einheit und Derer, welche sie geschaffen haben, des alten Kaisers, von dessen Monument in der Hansestadt die Hülle fiel, des Kaisers Friedrich, dessen der Sohn mit stolzer Pietät gedenkt, und auch der „großen Männer", welche an dem Werke der deutschen Einigung mitarbeiteten. Kein kriegerischer Ton entstellt die selbstbewußte Sprache, aber das Bekenntniß zur Friedfertigkeit wird nicht mit jenem endlosen Wortschwalle umgeben, welcher bis zum Ueberdrusse die friedlichen Versicherungen in den Toasten und Ansprachen jenseits des Rheines fast erstickt. Kurz und bündig lautet der Wunsch, daß Bremens Handel in des Friedens Schatten sich entwickeln, blühen und gedeihen möge. Als ob es ihm darum zu thun wäre, daß das Andenken Friedrich's III. nicht erlösche, erneut der Kaiser das Gedächtniß der Heldenthaten seines unvergeßlichen Vaters, dessen Geburtstag mit dem Jahrestage der Schlacht bei Leipzig zusammenfällt. Große geschichtliche Erinnerungen verbinden sich ohne Ruhmredigkeit mit der Entschlossenheit, das Errungene zu bewahren. So gestaltet sich die Rede von selbst zu einem feierlichen Gegenstücke der französisch-russischen Kundgebungen. Als ein solches ist sie wohl auch gedacht, denn der Denkmals-Enthüllung, aus deren Anlaß sie gehalten wurde, war der Charakter einer großen und ernsten Festlichkeit aufgeprägt."

Im **österreichischen** Abgeordnetenhause beginnt bekanntlich heute die Berathung der Wahlreformvorlage, die in der ganzen Donaumonarchie so großes und berechtigtes Aufsehen gemacht hat. Graf Taaffe wird einen sehr schweren Stand haben, sich gegen die Angriffe zu vertheidigen, die von nahezu allen Seiten gegen ihn werden erhoben werden; am unbehaglichsten aber wird es ihm jedenfalls werden, wenn die deutschliberalen Redner seine Vorlage vom Standpuncte der äußeren Politik aus beleuchten. Würde der Entwurf in seiner jetzigen Gestalt Gesetz, dann wäre mit einem Schlage die Zusammensetzung der Delegationen verändert. Die österreichische Delegation zählt sechzig Mitglieder, wovon ein Drittheil dem Herrenhause und zwei Drittheile dem Abgeordnetenhause entnommen werden. Wenn nun das deutsch-liberale Bürgerthum Mährens, Böhmens und Niederösterreichs an die Czechen und Socialisten ausgeliefert wird, so werden dann in den Delegationen an Stelle dieser überzeugungsvollen Anhänger und Verfechter des deutsch-österreichischen Allianz-Gedankens entschiedene Gegner des Dreibundes treten. Damit bricht in den Delegationen die wichtigste Säule der jetzigen europäischen Friedenspolitik zusammen. Man übertreibt nicht, wenn man die Zahl der Mandate, welche die deutsch-liberale Partei durch den Taaffe'schen Entwurf in den Delegationen verlieren würde, auf ein Dutzend veranschlagt. Ein Fünftel der Delegation würde sich also plötzlich zu den Gegnern der gegenwärtigen auswärtigen Politik gesellen. Dazu kommt noch, daß die Feudalen und Clericalen von Haus aus Gegner der Allianz mit Deutschland sind und ihrem Ingrimme nur aus berechnender Klugheit über die voraussichtliche Erfolglosigkeit jeder Opposition nicht Ausdruck geben. Wird diese Zurückhaltung aber auch dann noch geübt werden, wenn man einer starken Resonanz sicher sein kann? Das sind Fragen, die sich jedem Freunde des Bündnisses mit Deutschland aufdrängen müssen, keinesfalls aber kann man in dem Wahlreformentwurfe der Regierung eine Verstärkung der Bürgschaften für die Continuität der auswärtigen Politik der Monarchie erblicken. Das dürfte auch der Hauptgrund sein, weshalb das dem Ministerium des Aeußern nahestehende „Fremdenblatt" sich in wiederholten Artikeln so bestimmt gegen die Wahlreformvorlage der Regierung ausgesprochen hat. Einen Vorgeschmack der heute beginnenden Debatten giebt folgendes Telegramm aus Wien:

„Die „N. Fr. Pr." betont, die Wahlreform sei eine Angelegenheit, die auch den Minister des Aeußern, sowie den Kriegsminister angehe, weil mit der Verschiebung der Grundlage des Abgeordnetenhauses auch die Grundlage der Delegation eine andere werde. Hat man diese Stellen nicht rechtzeitig zu Rathe gezogen, so wird man gewärtig sein müssen, daß sie nachträglich ihren Standpunct zur Sache geltend machen werden, und wenn erzählt wird, daß dies bereits geschehe, daß man dort, wo die Geschicke der Monarchie geleitet werden, nicht weniger überrascht und betroffen sei, als im Parlamente, so ist das sehr glaubwürdig. Wir halten dafür, daß die Wahlreform eine Angelegenheit ist, bei deren Behandlung die Staatskunst sich nicht darin erschöpfen kann, eine Stimme mehr als die Hälfte aller Stimmen zusammenzukaufen. Wir glauben, daß es sich um eine schwere Krise der Monarchie handelt, in der Alle gehört werden müssen, die im Rathe der Monarchie sitzen, und wir glauben nicht, daß man in diesem Rathe so leichten Herzens den Sprung ins Undekannte wagen wird, wie es im Conseil des Grafen Taaffe geschah."

In **Frankreich** hat die kühlgemessene Antwort, die der Zar dem warmen, die tiefgefühlten Sympathien der russischen und der französischen Nation betonenden Telegramme des Präsidenten Carnot hat zu Theil werden lassen, merklich beruhigt. Der Pariser Correspondent der „Nat.-Ztg.", der dies meldet, fügt hinzu:

„Sämmtliche Pariser Journale drucken die Telegramme des Zaren und Carnot's ohne irgend welchen Commentar ab, nur ein Morgenblatt druckt zugleich die Telegramme des Zaren und Carnet's vom Jahre 1891 während des Kronstadter Besuchs von Neuem ab, aus denen erhellt, daß damals der Zar zuerst telegraphirt und erklärt hat, die Anwesenheit des glänzenden französischen Geschwaders vor Kronstadt bekunde noch mehr die tiefen Sympathien, welche Frankreich und Rußland einigen. Carnot wandte darauf in seiner Antwort dieselbe Phrase an, was dieses Mal der Zar unterlassen hat."

Den russischen Gästen gegenüber dürfte sich eine Verstimmung deswegen aber doch nicht geltend machen, die Franzosen würden sich dadurch ja nur selbst in eine lächerliche Stellung versetzen. Nachträglich freilich dürfte die kritische Stimmung nicht ganz ohne Ausdruck bleiben. Dafür sorgen auch die besonnenen russischen Blätter, die es am kalten Wasserstrahlen nach Paris nicht fehlen lassen. So hatte dieser Tage die „Revue bleue" einen Aufsatz Rambaud's über „die russische Armee im Jahre 1893" gebracht, welcher für die Neigung der Franzosen bezeichnend ist, für Rußland abenteuerliche politische Pläne zu machen. Es wird darin der Nachweis versucht, daß der Dreibund schon jetzt das mit Rußland verbündete Frankreich kaum mehr besiegen könne, daß aber jedenfalls diese Möglichkeit von Jahr zu Jahr abnehme, da Rußland viel mehr Recruten aufstellen könne als Deutschland. Der Tag der „Rückerstattungen" werde kommen. „Frankreich hat von Deutschland nur Elsaß-Lothringen zu fordern. Aber die Forderungen jenseits der Weichsel werden sehr viel bedeutsamer sein." Der „Drang nach Westen" der slawischen Völker sei jetzt mächtig, und vielleicht werde man sogar „Berlin fordern, das ehedem in slawischen Landen lag." Hierzu bemerkt nun die deutsche „St. Petersburger Zeitung":

„Es wäre durchaus zu wünschen, daß die Franzosen im Hinblick auf den durchaus friedlichen Flottenbesuch in Toulon türe Hetzereien und Aufstachelungen in Art der Rambaud'schen Aufsätze lieber unterlassen. Wozu den Dreibund zum baldigen Losschlagen indirect durch den Hinweis ermuthigen, daß seine Chancen mit jedem Jahre schlechter werden? Wozu das befreundete Rußland durch den Verdacht anschwärzen, es könne seine Eroberungspläne vielleicht gar auf die Hauptstadt des deutschen Reiches ausdehnen? Allerdings weiß ja jeder Mensch, der sich mit politischen Dingen befaßt und gewohnt ist, Rußlands Politik nicht nach den fixen Ideen und Tollpuncten gallischer Chauvinisten zu beurtheilen, sondern nach den Thaten und Worten unserer Regierung selbst, daß die Drohungen des Monsieur Rambaud eitel Dunst sind. Aber besser wäre es immerhin, solche Taktlosigkeiten und Thorheiten unterblieben zu einer Zeit, in der Rußland seine Freundschaft zur französischen Republik so evident bethätigt."

Die **spanische** Regierung hat sich in der Melilla-Angelegenheit doch zu ernsteren Maßregeln entschlossen, als anfänglich beabsichtigt war. Es werden 15 000 Mann nach Nordafrika gesandt, eine Zahl, deren Verpflegung sehr große Schwierigkeiten bereiten wird. Veranlaßt wurden diese Entschlüsse durch das Vorgehen der Rifkabylen, die immer mehr Streitkräfte um Melilla zusammenziehen, wie auch schon die übrigen spanischen Presidios an der marokkanischen Küste bedroht sein sollen. Die spanischen Schiffe werden von den Mauren angeschossen, Fort Sidi Guariact ist in den Händen der Kabylen, die Verpflegung der Garnison von Melilla ist gestört, 9000 Mauserpatronen fielen bei der Ausschiffung von Kriegsmaterial ins Meer, die Verhandlungen des Kaid der Kabylen mit dem Pascha von Tanger und General Margallo sind resultatlos verlaufen. Kurz, der ganze Feldzug läßt sich nicht hoffnungsreich an. Darauf läßt auch der Umstand schließen, daß der Gouverneur von Melilla die dorthin gekommenen spanischen Berichterstatter förmlich internirt hält und die Absendung von Drahtmeldungen nicht gestattet. Die Stärke der Rifkabylen wird nach der in Marokko bestehenden Kopfsteuer für jeden bewaffneten Mann auf mindestens 43 500 Mann und 3070 Pferde berechnet; eine andere Statistik giebt sogar 52 000 Mann und 16 200 Pferde an. Die Leute sind durchweg gut bewaffnet, so daß der Feldzug für Spanien eine sehr ernste Angelegenheit ist. Die größte Schwierigkeit bildet die Unterbringung großer Truppenmassen in Melilla, wo der Winter mit seinen Regengüssen beginnt. Der Chef des Ingenieurcorps wurde, wie der „Köln. Ztg." aus Madrid gemeldet wird, beauftragt, einen Plan auszuarbeiten, der gestattet, 7—8000 Mann (6000 Mann Infanterie, 1 Cavalleriregiment, 12 Geschütze und 2 Pioniercompagnien) in Holzbaracken mit galvanisirtem Wellblechdach unterzubringen. Jedenfalls kostet der Feldzug mehr Geld, als Spanien entbehren kann, und wenn auch vom Sultan von Marokko die Erstattung der Expeditionskosten verlangt wird, so ist kaum anzunehmen, daß dieser die 90 Millionen Pesetas zahlt, auf die man in Madrid die Kosten veranschlagt. So viel Kriegsentschädigung hat Marokko nach dem verlorenen Kriege von 1859/60 nicht gezahlt; es wird sich überlegen, so große Summen für Uebergriffe von Landeskindern zu opfern, die selbst dem Sultan die Steuern wie den Gehorsam schuldig bleiben. Zudem weilt der Sultan in Tafilett und ist schwer zu erreichen. Die Madrider „Epoca" meint zwar, von Mogador aus sei Tafilett von marokkanischen Läufern in fünf Tagen zu erreichen, aber das ist Kartenberechnung. Unter vierzehn Tagen kann kein Bote mit Reitkameelen die Strecke zurücklegen. Rechnet man ebensoviel zur Rückreise und vier Tage bis nach Tanger, so vergehen mindestens anderthalb Monate, bis eine Entscheidung des Sultans eintrifft. Je länger aber die Spanier warten, um so kostspieliger und um so schwieriger wird der Feldzug.

Heute Abend wird der **König von Griechenland** mit seinen jüngeren Söhnen in Piräus erwartet und gedenkt morgen in Athen einzutreffen. Seine Rückkehr wird diesmal in weiteren Kreisen des griechischen Volkes mit einer gewissen Spannung erwartet, da man, nachdem die Ministerien verschiedener Richtungen sich abgewirthschaftet haben, nunmehr vom Könige eine kräftige Initiative erwartet. In unterrichteten Kreisen nimmt man an, daß der König alsbald

Feuilleton.

Die quade Foelke.

Roman aus der Emsgau.

17] Von F. Klinck-Lütetsburg.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Ihr machtet vorhin eine Aeußerung, die mich darauf schließen läßt, daß Bernd Bruns seine Frau schlecht behandelt hat."

„Nein — das gerade nicht, er hat sie gar nicht behandelt, sondern ist ihr aus dem Wege gegangen und hat „seins" gemacht."

„Er hat sie aber doch geschlagen?

„Herr, darauf kann ich Euch keine Antwort geben. Sie hat mir verboten, davon zu reden, und wenn die Frau etwas verbietet, so weiß sie auch, warum. Denken kann ich mir's schon — es ist wegen der Schande."

„Ihr handelt rechtschaffen, wenn Ihr ein gegebenes Wort haltet, Antje, in diesem Falle aber wird man Euch zwingen, zu sagen, was wahr ist. Ich sehe mich veranlaßt, Euch vor Gericht als Zeugin vernehmen zu lassen, wenn Ihr nicht freiwillig die Wahrheit bekennt. Ihr haltet große Stücke auf Frau Bruns, ich merke es Euch an. Bernd Bruns aber will seine junge Frau ins Unglück stürzen, und sie hat Niemanden, der für sie aussagen kann. Ihr allein könnt's. Ihr wißt, daß er sie geschlagen, und Ihr wollt das verschweigen, wollt zugeben, daß er sagt, sie habe schlecht an ihm gehandelt?"

Die Magd war mit wachsender Unruhe diesen Worten gefolgt.

„Aber Bernd Bruns' Foelke will's doch nicht", kam es über ihre Lippen.

„Darnach geht es hier nicht, und was damals war, ist jetzt nicht mehr. Ueberlegt's Euch doch! Wenn Ihr nicht redet, so bringt Bernd Bruns es so weit, daß die arme junge Frau ins Gefängniß kommt."

„Herrgott — wenn das wäre! Schlecht genug ist er."

„Ihr könnt's hindern, Antje", drängte Buddenberg, fieberhaft erregt. „Es wird Frau Bruns zu Gute kommen. Laßt Euch nicht abhalten, mir zu sagen, was zwischen den Eheleuten vorgefallen ist. Hat er sie schlecht behandelt, so sagt's mir — es kann die Frau retten."

Antje überlegte noch einen Augenblick, während sie Buddenberg forschend anblickte. Wenngleich sie die Absichten des Rechtsanwaltes keineswegs erkannte, so glaubte sie in ihm doch einen Mann zu sehen, der es gut mit Frau Bruns meinte. Warum sollte er etwas Unwahres sagen?

So erzählte sie, ohne weiteren Rückhalt, jenen Vorgang auf der Diele des Bruns'schen Hauses, wo der Bauer sie mit einer Heugabel bedroht und nur durch das Dazwischentreten der Frau dem Schicksal entgangen war, von dem betrunkenen Herrn niedergeschlagen zu werden. Während sie sprach, liefen ihr die Thränen über die Wangen, besonders als sie erwähnte, in welcher Weise die junge Frau die Schuld ihres Gatten zu bemänteln gesucht und Allen das Vorgefallene verheimlicht hatte, selbst dem Doctor und dem eigenen Vater.

„Ihr werdet Eure Aussagen vor Gericht wiederholen müssen, Antje", sagte Rechtsanwalt Buddenberg, als die Magd ihren Bericht beendet hatte. „Aber thut's nur gern, denn Ihr helft Frau Bruns, und sie wird es Euch eines Tages Dank wissen."

Nachdem Antje gegangen war, besprach Buddenberg sich noch lange mit dem Doctor. Als er diesem die Mittheilungen der Magd wiederholte, nickte derselbe mit dem Kopfe.

„Glaub's schon, daß es so zugegangen ist, wie sie sagt. Ich habe dem Handel damals nicht getraut, und die Geschichte in ihrem Zusammenhang wollte mir nicht einleuchten. Im Uebrigen denke ich, werden Sie diesen Vorgang zum Nutz und Frommen unserer Klientin verwenden können."

„Das denke ich auch", sagte Buddenberg tief aufathmend. „Nichtsdestoweniger bin ich in großer Sorge, Doctor. Dieser nichtswürdige Artikel in dem Intelligenzblatt hat mich beinahe kopflos gemacht. Es zeigt mir, wie thätig die Gegner der Frau Bruns sind. Wenn sie uns nur nicht zuvorkommen! Ich werde mich beeilen, Bernd Bruns' Zeugniß als ein nicht einwandfreies darzustellen; könnten wir dem der schwarzen Wolderich ein gleiches Schicksal bereiten, so würden wir einen großen Vortheil errungen haben."

„Das wird schwerlich gelingen. Der Dirne ist nicht beizukommen, die ist glatt wie ein Aal und windet sich aus der Hand. Ich bin überzeugt, daß der Bernd mit ihr gemeinsame Sache gemacht hat, aber — wer will's beweisen? Er sagt nichts, sie ebenfalls nicht, die verbindet die Schlechtigkeit."

„Eile thut auch noth. Ich fürchte den Haftbefehl. Der Amtsrichter Hellwald könnte eingreifen."

„Diese Eile wird ihm wenig nützen. Foelke ist krank, thatsächlich krank, wenn sie auch auf den Beinen ist. Ein neuer, unvorbereiteter Schreck könnte für sie von schlimmen Folgen sein. Er kann nichts machen."

„Fast könnte ich mich über diese Nachricht freuen. Mich trieb die Unruhe zu Ihnen, Doctor."

„Ja die Sache sieht wirklich böse aus. Ich habe mir den Kopf zerbrochen, woher diese gegen eine Frau gerichtete Hetzjagd, denn anders kann ich die Geschichte nicht bezeichnen, stammt. Wer könnte Foelke Meinhardi etwas Unrechtes nachsagen? Ich kenne sie von klein auf. Auch ihr Vater war ein tüchtiger, verständiger Mann, dessen kleine Eigenheiten und Absonderlichkeiten seinen guten Charakter nicht zu beeinträchtigen vermochten, und nur seine unglückselige Idee, aus seinem Mündel und seiner Tochter ein Paar zu machen, kann ihm Niemand verzeihen. Unheil genug hat sie angerichtet. Wie es aber möglich war, daß es so kam —"

Der Doctor zog das verhängnißvolle Zeitungsblatt aus der Tasche und deutete mit dem Finger auf eine von ihm blau angestrichene Stelle.

„Welcher Schurke kann das ausgeübt haben?" fügte er hinzu.

„Ein Schurke nicht, Doctor."

„Welche andere Bezeichnung haben Sie für den Verfasser eines Artikels, der derartige wissentlich falsche Anschuldigungen in die Oeffentlichkeit bringt? Kennen Sie ihn?"

„Ich habe meine Vermuthung und kann den Artikel aus diesem Grunde nicht als eine Schurkerei ansehen. Amtsrichter Hellwald —"

„Sie halten es für möglich?"

„Wenigstens für wahrscheinlich. Wenn er den Artikel nicht selbst verfaßt hat, so ist eine willfährige Schreiberseele bereit gewesen, ihm einen Liebesdienst zu erweisen. Er macht Propaganda für seine Meinung, vielleicht um so eifriger, weil er sich selbst nicht mehr sicher ist und seinen Halt zu verlieren fürchtet. Meiner Ansicht nach ist Hellwald einer schlechten Handlung unfähig; aber ein hervorragender Charakterzug an ihm machte einen Verkehr mit ihm bisweilen zu einem wenig angenehmen. Er liebte es, mit einer Fähigkeit zu glänzen, die ich stets besonders an ihm vermißt habe, die Fähigkeit eines schnellen und richtigen Urtheils über Personen und Verhältnisse. Der Fall „Foelke Bruns" ist in den ersten Tagen, als er auf der Bildfläche erschien, in juristischen Kreisen lebhaft erörtert worden. Vorschnell genug verurtheilte Hellwald bedingungslos die junge Frau. Er wollte in ihr den irregeleiteten und dann verderbenen Charakter mit dem ihm eigenen scharfen Blick erkannt haben. Sie sollte von Kindesbeinen an die „quade" Foelke, wie man sie vielfach — wohl scherzweise — genannt, gewesen sein. Nur die Abgeschiedenheit, in welcher sie gelebt, habe die frühzeitige Entwickelung böser Anlagen gehindert, um so verderbenbringender seien sie später zum Ausbruch gekommen."

Der alte Doctor durchkreuzte ein paar Mal das Zimmer. In seinem runzeligen, alten Gesicht zeigte sich ein vertrieflicher Ausdruck, den man selten an ihm wahrnahm. Dann blieb er vor Buddenberg stehen, der seinen Bewegungen gefolgt war.

„Sollte der Amtsrichter bornirt genug sein?" fragte er langsam und nachdenklich. „Im Allgemeinen wird freilich mehr aus Dummheit gesündigt, in diesem Falle aber — —. Nein, nein, Buddenberg, in diesem ganzen gegen Foelke Bruns gerichteten Angriff ist zu viel Methode, als daß sie allein auf die Unerfahrenheit und Unwissenheit eines Amtsrichters hinauslaufen könnte. Dahinter steckt mehr. Meine Erfahrungen, die ich im Leben gemacht, stellen diese leidige Angelegenheit in ein ganz anderes Licht. Ich halte nach den jüngsten Erfahrungen den Amtsrichter Hellwald nicht gerade für einen Mann, der das Pulver erfunden hat, aber hier macht entschieden ein anderer Einfluß sich geltend. So viel ich weiß, verkehrten Sie mit Hellwald und kannten auch dessen Braut?"

„Ja, ich war mit ihm befreundet. Wir haben zusammen studirt und gemeinsam unsere Examina absolvirt. Auch mit seiner Braut traf ich öfter zusammen."

„Ist Ihnen niemals eine entschiedene Abneigung seiner Verlobten gegen Foelke Bruns aufgefallen?"

Buddenberg dachte einen Augenblick nach.

„Daß ich nicht wüßte. Es ist nie von ihr die Rede gewesen. Der alte Meinhardi soll wohl mit dem Amtsgerichtsrath Gutmund befreundet gewesen sein?"

„Nun, nicht gerade befreundet", meinte lächelnd der alte Doctor. „Ich glaube, der Herr Rath und besonders die gnädige Frau würden einen derartigen Ausdruck sich höchlich verbitten. Früher — ja! Dem Amtsrichter Gutmund ist die Meinhardi'sche Bekanntschaft eines Tages von großem Nutzen gewesen, seine Kinder sind alljährlich tüchtig von dem gutmüthigen Bauern herausgefüttert worden, nachher ist das vergessen, ja, ich meine, die genossenen Wohlthaten bildeten eben die Grundlage für die spätere Abneigung der Frau Rath und ihrer Schwester, der Braut des Amtsrichters Hellwald. Ich für meine Person habe mich mehr als einmal über die un-

SLUB
Wir führen Wissen.